

Zeitschrift: Heimatekunde Wiggertal
Herausgeber: Heimatvereinigung Wiggertal
Band: 11 (1950)

Artikel: Heimatekundliches aus Altbüron [Fortsetzung und Schluss]
Autor: Marti, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-718623>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Heimatkundliches aus Altbüren

Fortsetzung und Schluß.

Hans Marti, Wikon.

Vorbemerkung der Redaktion: Gerne haben wir der vorliegenden Arbeit „Heimatkundliches aus Altbüren“ in der Heimatkunde Raum gewährt, trotzdem sie etwas umfangreich ist. Indem sie viele volkskundlich sehr interessante Einzelheiten aus dem Dorfleben vergangener Tage schildert, macht sie uns bekannt mit den Freuden und Leiden, mit den Sorgen und Nöten unserer Vorfahren. Darum auch wurde die Plauderei unverändert und ungekürzt in die Heimatkunde aufgenommen. Und wir hoffen, daß dadurch auch andere Heimatfreunde angeregt werden, ebenfalls alles aufzuzeichnen, was Eltern und Großeltern in trauten Plauderstunden erzählen.

Um die Mitte des letzten Jahrhunderts war die Auswanderung nach Uebersee, hauptsächlich nach Amerika, eine gesamtschweizerische Erscheinung, die das heutige Ausmaß bei weitem übertraf. Sie war bedingt durch den großen Geburtenüberschuß und den mangelnden Verdienst und war somit eine Frage von Sein oder Nichtsein. Viele Einzelpersonen, sogar ganze Familien wanderten aus, auch aus Altbüren. Dazu erzählt die Großmutter: Es dürfte etwa zu Beginn der 1860er Jahre gewesen sein. Ein größerer Trupp Auswanderer, dem sich vermutlich auch ein solcher aus Melchnau anschloß, fand sich beim Gasthof «Kreuz» in Altbüren zum Abschied ein. Viel Volk, darunter auch die Großmutter, stand beim Wagen, als den Auswanderungslustigen von Altbürer und Melchnauer Sängern der letzte Gruß der Heimat erscholl. Und als dann das damals sehr bekannte Amerikalied:

«Nun ist die Zeit und Stunde da,
Wir reisen nach Amerika.
Der Wagen steht schon vor der Tür,
Macht uns den Abschied nicht zu schwer.
Die Pferde sind schon angespannt,
Jetzt ziehen wir in's ferne Land»,

ertönte, da brachen alle in ein herzerreißendes Weinen und Schluchzen aus. Eine beklemmende, traurige Stimmung ergriff die Herzen. Das spontane Lebewohlwinken nahm erst sein Ende, als der Wagen auf der Blenggenhöhe bei Melchnau verschwand, um Langenthal zuzufahren.

Erahnend wir, was es heißt, von seiner Heimat bewußt und wohl sicher für immer Abschied zu nehmen, um sein Schicksal einer fremden, ungewissen Zukunft anzuvertrauen, und besonders, was dies damals bedeutete? War man im Dorfe gewiß nicht immer einer Meinung und mochten gelegentlich spießbürgerliche Blüten nach guter eidgenössischer Art auch hier ihr Köpfchen keck in die Höhe recken, so spürte man nun doch allgemein das dörfliche Verbundensein, wie das Dorf für alle ein trautes, gemeinsames Nestchen war, worin sich sämtliche Fäden des Lebens kreuzten. Noch nie war wohl den Auswanderern ihr Dorf so lieb und schön vorgekommen. Ein Wäldchen, eine Wiese, ein Stübchen, «'s Chilchli's» heimeliger Glockenton, aber auch so manches zusammengeschnürte Herz, sie alle winkten den Scheidenden den letzten Gruß der Heimat nach.

Das Leben der Bauern und die Art ihrer Arbeit wichen in vielem von heute ab. Die Handarbeit und die Selbstversorgung waren in fast allem und jedem diktierendes Gesetz. Auf einem größern Hofe mähten im Sommer 10 bis 12 und noch mehr Mäher auf einer Wiese. Wegen der Hitze wurde das Mähen am Abend bevorzugt. Gelegentlich stunden sie zusammen und stimmten ein flottes Lied an, daß das Echo sich über Wald und Hügel in der Abenddämmerung wohlklingend verlor. Solche Fröhlichkeit gab der schweren Arbeit erhöhten Sinn und Freude.

Flachs wurde noch bis gegen die Jahrhundertwende gepflanzt. Von eigenen Schafen gewann man die Wolle. Im Dorfe gab es eigene Weber. Noch deutet der Zuname «'s Wäbermöuke» darauf hin. Der eigentliche Familienname ist Koffel. Es soll sich einige Zeit nach 1800 unter dieser Familie ein Glied als besonders tüchtig in diesem Fach hervorgetan haben. Der Name blieb bis heute. Als gute Weber waren noch weitere bekannt: Franz Tanner im Bühl, genannt «Chnächtjoggali Franz» und Anton Bienz im sogenannten «Rickehüsali», jenseits des Steinigen Kreuzes. In einem währschaften Bauernhause war stets ein gewisses Quantum Halbtuch in Vorrat. Zu Großmutter's Zeiten wurde die Frucht ausschließlich mit dem Flegel gedroschen. Es folgte dann die Dreschmaschine mit Göppelantrieb. Die Großmutter hatte noch gelernt, die Frucht mit der Sichel und der Sense zu schneiden. Es ist daraus zu schließen, daß der Uebergang von der Sichel zur Sense in die 1860er Jahre fällt. Was der Bauer an Neuanschaffun-

gen oder Reparaturen bedurfte, wurde durch die einschlägigen Handwerker fast ausschließlich auf der «Stör» angefertigt. Die Großmutter war auch noch dabei, als die Wäsche mit Aschenlauge gewaschen wurde, in einer Zeit, wo man praktisch die Seife noch nicht kannte. Es war dies eine sehr zeitraubende Arbeit. Die Asche, die in einem kessiartigen Gefäß gekocht wurde, mußte immer wieder mittels Tüchern gesiebt werden, bis sie zum Waschen tauglich war. Am Morgen mußte in aller Frühe begonnen werden, wollte man diese Arbeit endlich fertig haben. Bis sechs Frauenspersonen teilten sich jeweilen in diese Großwäsche. Für das ziemlich rauhe Gewebe der damaligen Zeit mochte das Waschen mit Aschenlauge genügen. Aus den heutigen zarten Gespinsten könnten die Aschenrückstände nicht mehr restlos ausgespült werden.

Bis etwa in die 1890er Jahre hinein wurden sozusagen sämtliche kleineren Lasten auf dem Kopf transportiert. Mit einer vorbildlichen Leichtigkeit und Anmut sollen sie sich dieser Arbeit entledigt haben. Auf einem gepolsterten Kopfring saß eine große Zaine, worin das Essen für die Leute, welche der Landarbeit oblagen, gebracht wurde. Aber auch Holzleserinnen trugen ihre Bürden Holz auf diese Art vom Wald nach Hause.

Einen Zahnarzt kannte man damals noch nicht. Vielleicht gab es einen Arzt, der sich auch dieser «Arbeit» annahm. Häufiger waren es aber Laien, die solche «Arbeit» ebenso gut besorgten. So ging die Großmutter jeweilen nach Reisiswil zum «Oeler». Das war ein Bauer, der eine Ölmühle betrieb und dessen Haus nahe bei einem Bache stand. Im Freien vor dem Hause wurden die Zähne gezogen. Die dazu benützte Zange habe er nach, beziehungsweise vor Gebrauch nicht einmal gewaschen. Wer zu einem «Zahnarzt» ging, nahm in der Regel ein Kind mit, weil nach dem vorherrschenden Aberglauben dies in solchen Angelegenheiten Glück bedeutete.

Die Kost von damals war ziemlich anders als heute. Gewisse Speisen waren bestimmt gesünder, andere wieder nicht. Zudem herrschte große Einseitigkeit. Auch die Gemüse waren nur ungenügend bekannt. Am besten betrachten wir den Speisezettel einer Bauernfamilie vom Morgen bis am Abend. Zum Morgenessen gab es eine dicke Mehlsuppe, in die einige geschwellte Kartoffeln verschnetzelt und Brot gemengt waren. Hierauf gab es Buttermilch, die von der Käserei frisch heimgebracht worden war und «Rösti». Zum «Znüni» gab es dann den weißen Kaffee. Das «Zähni», das ebenfalls das ganze Jahr hindurch Mode war, bestand aus Schnaps, oder wie es eben hieß «es Luters» oder aus weniger starkem Branntwein, das heißt aus Angestelltem, oder «A'gmachets». In den Erntezeiten, besser gesagt «Wärchen», gab es außerdem

dazu noch Käse. Den Sommer hindurch war auch der Most fast bei jeder Mahlzeit dabei. Den Winter hindurch gab's keinen Most. Im Herbst wurden die Fässer verzapft und erst im Frühling angestochen. Zum Mittagessen spielten die Kartoffeln, wie überhaupt vor allem auch die «Geschwellten», eine sehr große Rolle. Am Mittag gab es als Hauptgang vielleicht «Schnitz und Händöpfel» (dürre süße Schnitze) und darüber ziemlich viel zerschnittenen, vorwiegend fetten Speck. Die Suppe bestand fast immer aus dem bereits erwähnten «Mehl-Mues». Dann war das Mittagessen meistens schon fertig. Den Sommer hindurch mochte es auch etwa Spinat und Salat geben. An Fasttagen gab es öfters auch «Pfluten und Schnitz». Aus Mehl wurden Klötzchen geschnitten und dann eine Lage solcher «Pfluten» und dann wieder eine Lage dürre Schnitze miteinander gekocht und zuletzt eine «Schweize» darüber gegossen. Gemundet soll dieses Gericht nie besonders haben. Da man aber nicht viel anderes hatte und kannte, mußte man es wohl oder übel schlucken. Als weitere Gerichte figurierten weiter der «Knöllalibrei» — in Milch gerührtes Mehl, das sich beim Kochen zu Knollen verdickte, selbst gemachte Nudeln und «Chüechli». Ueber Butter und Schweinefett wurde in der Regel in ansehnlichen Mengen verfügt, und somit durfte ohne Zögern füglich tiefer in den «Ankenhafen» gereckt werden. Im allgemeinen ist zur damaligen Kost zu bemerken, daß Mehl, Milch, Obst (hauptsächlich Gedörrtes), und die eigenen Fette, die grundlegende Basis zur Ernährung darstellten. Fleisch war rar. Die Bauern schlachteten wohl den Winter hindurch ihre zwei bis drei Schweine, daneben wurde aber bloß von Notschlachtungen Fleisch gekauft, das außer den «Wärchen» sozusagen nie auf dem Tische stand. Nach der Ueberlieferung der Großmutter gab es zu ihrer Jugendzeit nur an ganz hohen Festtagen Fleisch. An gewöhnlichen Sonntagen hatte ein «Oepfelmues» mit «gschwungner Nidle» auch zu genügen.

Sehen wir unsern Tagesspeisezettel weiter an. Das «Zobig» sah wiederum den weißen Kaffee. Zum «Zfüñfi», ebenfalls das ganze Jahr obligatorisch, wurde je nach Jahreszeit wiederum Most, Schnaps und Brot serviert. Nach der schweren Arbeit gab es dazu eventuell auch noch Käse und später nach und nach Speck. Als «erster Gang» erschien zum Nachtessen die bereits bekannte, obligatorische Mehlsuppe. Dann wanderten die «Geschwellten» und Buttermilch auf den Tisch. Im Sommer, zur Zeit der großen Hitze wurde mit Vorliebe saure Milch getrunken, die eigens dazu angestellt wurde und als «Schlottermilch» sehr willkommen war. Gelegentlich konnte Buttermilch durch Schotte ersetzt werden. Das war nun ein «Durchschnitts-Menu» eines behäbi-

gen Bauernhofes. Gekocht wurde vorwiegend in ehernen Töpfen. Konfitüre kannte man kaum. Birnensaft, der im Herbst von neuem Most eingedickt wurde, galt als guter Brotaufstrich. Das Dörren von Obst war für die tägliche Ernährung des ganzen Jahres geradezu ausschlaggebend. Nach dem Nachtessen wurde von allen Tischanwesenden ein großer Korb Kartoffeln für die morgige «Rösti» geschunden. Vom Früh- bis in den Spätherbst hinein dauerte das sogenannte «Schnitzen», an dem sich alle Hausgenossen beteiligten. Dabei wurde hauptsächlich das Frühhobst zum Dörren gerüstet, um täglich in den Backofen zu wandern. Bis gegen zehn Uhr abends saßen die Leute um den runden Tisch in der Stube. Mit Erzählen und Fabulieren aus alter Zeit, besonders aber auch mit Gespenstergeschichten, gingen diese heimeligen Abende, obwohl sie in eine strenge Zeit fielen, nur zu rasch vorbei. Die Pflege der Obstbäume war nicht üblich. Man ließ am Baum ziemlich alles wachsen, was er hervorbrachte. Dabei gab es begreiflicherweise mehr Most- als Tafelobst. Aber Most und Schnaps waren ja schließlich auch ziemlich hoch im Kurs.

Gegessen wurde am Tisch und auf dem Felde stets gemeinsam aus einer großen, gewölbten «Platte», in die jeder seinen Löffel tunkte. Dieser war aus Blech, vorne rund gewölbt und besaß einen etwa 40 cm langen, röhrenartigen Stil. Nach dem Essen wurde dieser Löffel mit samt der Gabel an der Wand der Stube hinter eigens dafür errichteten Leisten oder auch hinter Tafeln versorgt. Zu jeder Hauptmahlzeit wurde der Tisch mit einem schweren, selbstgewobenen Linnen belegt, das wöchentlich gewechselt wurde und nach dieser Zeit meistens nicht mehr sonderlich appetitlich aussah.

Die Schlafgelegenheiten waren ziemlich bescheiden und entsprachen den damaligen Verhältnissen. Die Ausmaße der Bettstatt selbst waren ziemlich groß und sie galt als «anderthalbschläfig». Matratzen kannte die Mehrheit der Bevölkerung nicht. Als solche diente ein Strohsack, der in der Regel Haferstroh barg, das anlässlich des Dreschens im Herbst ausgewechselt wurde. Beidseitig des Sackes befanden sich zwei Oeffnungen, wo das Stroh täglich umgerührt werden konnte. Die Anzüge der Decken bestanden natürlicherweise aus selbstgefertigtem Gewebe, das äußerst schwer und robust war. In solchen Betten lag man also noch vor sechzig, siebzig Jahren. Und wer keine Sorgen darin kannte, der ruhte hier wöhlher als heute in Flaum und Daunen. In bezug auf Sauberkeit und Hygiene stand es auch in «bessern» Häusern nicht immer am besten, obwohl man glaubte, recht fortschrittlich eingestellt zu sein. Die Fußböden wurden selten aufgewaschen. Die Behelfe, die dazu verwendet wurden, waren zudem vielfach recht

mangelhaft. So wurde zum Beispiel der Stubenboden täglich mit Wasser aus einem Blechtrichter bespritzt, damit der Staub nicht zu stark aufgewirbelt wurde und nachher mit dem einheimischen Tannkriesbesen gewischt. Bei dieser «Wohnkultur» waren Ungeziefer, wie Flöhe, und wo es noch schlimmer stand, «Gewandläuse» nichts Außerordentliches.

Die Platzverhältnisse für die meistens sehr großen Familien waren aber auch darnach. Zahlreiche Bauernhäuser waren sogenannte Doppelhäuser. Der gleiche Raum beherbergte in der Regel sehr viele Kinder. Frau Bossert-Rölly, Schmiede, Altbüren, erzählt, daß ihr Großvater Josef Rölly-Rölly, aus zwei Ehen insgesamt 20 Kinder, wovon 13 am Leben blieben, hatte. Im engen Raum im «Lindenhaus» mußten sich die 15 Personen zurechtfinden. Einen Tisch für so viele Kinder besaß Vater Rölly nicht. Aus einer großen runden, hölzernen Mulde, die beim Essen jeweilen auf den Fußboden gestellt wurde, aßen die Kinder, um die Mulde liegend, mit Holzlöffeln die vorgesetzten Speisen. Bis um die Jahrhundertwende bewahrten Brauchtum und verschiedene überlieferte Eigenarten ihren Charakter. Heute sind davon fast alle Spuren verwischt.

Die alten Luzerner Trachten wurden hier bis etwa 1860—70 noch vereinzelt getragen, auch von meiner Großmutter und ihren Töchtern.

Bis etwa um 1905 herum fand die Fastnacht alljährlich ihren originellen Ausdruck im «Gritzenmoos». Dabei wurden die Mädchen des Dorfes, nicht selten aber auch jungverheiratete Frauen «ausgemacht». Burschen verkleideten sich als diese, um dann all die Tugenden der Dorfschönen an den Pranger zu stellen. Wurde der Spaß zu bunt getrieben, zahlten die Mädchen gewöhnlich mit Revanche heim, indem sie die Burschen ebenfalls «auf's Gritzenmoos nahmen».

Am Morgen um 9 Uhr zog ein maskierter Reiter durch das Dorf und verlas auf allen Plätzen, wo der zu startende Wagen durchfuhr: «Es wird hiemit bekannt gemacht, daß alli ledige Meitschi hütt nomittag ufs Gritzenmoos gno wärde». Am Nachmittag wickelte sich dann dieser Spuk in kräftiger Sprache und ebensolchen Ein- und Ausfällen ab. Dort, wo die jeweiligen Opfer ausgesucht wurden, hielt der Wagen an. Ein, dieses Mädchen repräsentierender Bursche begab sich nun zum entsprechenden Haus und begann davor mit irgend einer Beschäftigung, die von dieser Schönen meistens verrichtet wurde. In vielen Fällen tat sie eben auch nichts, was vom Burschen selbstverständlich in allen Phasen gemimt wurde. Nun kam der eigentliche Bursche, der dieses «Mädchen» abholte und zum Fastnachswagen brachte, vor den

«Gritzvater». Ganz früher war dieser noch von der «Gritzmutter» begleitet, die ihren «Mann» punkto Mundwerk noch bei weitem übertraf. Das Transportieren zum Wagen vollzog sich in der Regel durch Führen, wenn es sich um ältere Jungfern handelte, konnten auch eine Mistbäre oder ein Jauchestoßer gut genug sein. Der «Gritzvater», oder eben früher das Paar, lockten nun diesen Töchtern ihre «Sünden» hervor, was meistens beidseitig nicht sonderlich manierlich tönte. War dann diese Prozedur vollendet, wurden Bursche und «Mädchen» dem «Gritzvater» auf dem Wagen übergeben, der Zug setzte sich in Bewegung und das Spiel begann beim nächsten Halt von neuem, bis sich der Kreis im ganzen Dorfe geschlossen hatte. Dieses «Gritzemoos» wurde regelmäßig am Güdismontag abgehalten. Gegen Abend hin zog dann der männliche Fastnachtzug mit Troß und Wagen nach Großdietwil, um die trocken gewordenen Kehlen wieder anzufeuchten. Mein Onkel Anton Rölly selig war dem erzählten Fastnachtsbrauch mit Leib und Seele verschrieben. Mangels der nötigen Darsteller — diese hatten vorher auch ihre Proben — aber auch mangels dem nötigen Sinn für das angestammte Volksgut, aber nicht zuletzt auch wegen dem bösen Blut, das es jeweilen nachher gab, ist dieser alte Brauch in der heutigen Welt der Verflachung und Zerstreuung in Vergessenheit geraten.

Auf die alte Fastnacht hin wurde auf den meisten Bauernhöfen wacker geküchelt. Diese leckere Gelegenheit weckte vermutlich in manchem die Gelüste nach «Chüechli», besonders wenn dazu zu Hause die nötigen «Substanzen» fehlten. Dieser menschlich sehr verständliche Zug hatte den Brauch des «Chüechliwägens» herausgebildet. Vermummte Mannsgestalten schlichen in der Tarnung der Dunkelheit in den Raum, wo die «Chüechli» lagerten und waren gewöhnlich mit der Beute verschwunden, wenn die Hausleute den Vorfall gewahrten. Meistens kehrten dann die «Diebe» mit dem Gut wieder zurück, um nach dem nötigen Gelächter genügend mit «Chüechli» bewirtet zu werden. Neben der «Chüechlipfanne» schmorte im Hafen oft gleichzeitig noch eine saftige Hamme, die gerne gegen einen Stein ausgetauscht wurde und ihren Besitzer auf immer wechselte.

«Chüechli» und «Hamme»: Grundlagen zum ländlichen Feste, besonders an der alten Fastnacht, boten Gelegenheit zu geselligen Hocken, aber auch zum Tanz in den Bauernhäusern, wo sich öfters die jungen Leute zu Paaren fanden, was wohl vorher schon bereits ausgeklügelt und eingefädelt war. Die Fastnacht, der Augenblick, wo im allgemeinen die behäbigeren Leute ihrem Gaumen, Magen und auch Gemüte besondere Rationen gönnten, reizte begreiflicherweise die Aermern nach den gleichen Erdengütern,

deren Vorräte gewöhnlich in den Speichern lagerten. So kam es eben gelegentlich vor, daß man das, was einem von Natur aus versagt war, sich mittels Einbruch zu ergattern suchte.

Unter dem ehemaligen, stattlichen und beliebten «Kreuz»-Wirt Anton Rölly-Rölly, ca. 1875—1908, dem Vater des nachmaligen Regierungsrates Anton Rölly, wurde im Herbst ein traditionelles Kutteln-Essen durchgeführt, das immer eine ansehnliche Schar Mitglieder des Melchnauer Männerchors anzog. Dieser Augenblick war gewöhnlich Anlaß zu frohem Gesang, geselligem Hock, und gleichzeitig schwang eine schöne Saite der Volksseele, das gute grenznachbarliche Einvernehmen, mit.

Zu Beginn der 1870er Jahre bis 1897 wurde im «Hotel Bellevue», Erpolingen, das bis heute noch als «Hotel» weiterlebt, gewirtet. Den Sommer hindurch war dort jeden Sonntag Tanz. Von ziemlich weither, auch vom benachbarten Bernbiet kam das Jungvolk, die dortigen «Meitschene» in behäbiger Bauerntracht, um sich dort oben zu belustigen. Dieser Ort wurde mit der Zeit ein bekannter Treffpunkt und eine wahre Fundgrube der Heiratslustigen. Gar mancher und manche haben dort ihr «Glück» gefunden. Immerhin war diese Wirtschaft, besonders beim Bauernvolk, je länger je mehr unerwünscht, weil mit dieser Tanz- und Vergnügungssucht eine ungewohnte Sitte ins Land zog und die Knechte und Mägde nach solchen Gelagen nicht mehr viel zur Arbeit taugten. Gleichzeitig folgten nach den Auswirkungen von Tanz und Alkohol um den Besitz der Schönen fast regelmäßig Raufereien oder sogenannte «Chlopfeten». Keiner konnte seiner «Beute» für das erste Mal sicher sein, bevor er nicht von den andern Anwärtern durchgeprügelt, eben ausgeklopft worden war. Zudem standen sich in der Regel an diesem Ort verschiedene feindliche Gruppen aus den einzelnen Dörfern gegenüber, um in regelrechten sogenannten «Schlägletten» einander zu verhauen. Diese Erscheinung war auch typisch in Altbüren selbst, wo immer etwa zwei gegnerische Gruppen sich maßen, die aber nichts mit Politik zu tun hatten. Im Säget und vorwiegend im Steinhubel wurden solche «Kämpfe» zwischen Altbürern und Roggliswilern ausgetragen. Dabei waren meistens heiratsfähige Töchter die «Zünder». In der Auswahl der Mittel, den Gegner loszuwerden, war man nicht besonders wählerisch. Sparren, Hufeisen, «Totenschläger», «Munizäch», ja sogar «Säche» (eine Art Pflugmesser) wurden als Waffen gebraucht. Ein hohes geistiges Niveau spricht gewiß nicht aus diesem Treiben. Es dürfte aber der Rest einer spezifisch schweizerischen Erscheinung sein, wie man sich die alten Schweizer Söldner vorzustellen hat. Zechen, Raufen, Hauen, Schlagen lagen ihnen leicht. Diese Unsitte verschwand dann hier in Alt-

büron und Umgebung nach und nach, als sich sozusagen fast alle Wochen die Vorgeladenen auf dem Statthalteramte Willisau begrüßen durften, saftige Bußen ausgesprochen und in gewissen Fällen gehörige Entschädigungsforderungen gestellt und sogar Gefängnisstrafen verhängt wurden.

Unter dem Sammelnamen «Nachtbuebe» gingen die jungen Burschen vielfach am Abend «auf die Gasse» und suchten dort Gelegenheit, ihre Kräfte mit andern zu messen. Damals war es üblich, daß allgemein ein Ueberhemd getragen wurde, das aus blau-grünlichem Stoffe bestand. Dieses diente zugleich als gute Tarnung, da es im gegebenen Augenblick über den Kopf gezogen wurde und sich sein Träger vornüber einzog, oder «buggelte». Das wurde gewöhnlich getan, wenn ein anziehender Gegner in der Nähe war. Dieser wurde dann meistens mir nichts dir nichts «gewätscht», wie es hieß. Oder dann postierte man sich in der Nähe eines Hauses — solche Häuser waren vor allem jenes der Familie Lingg, Schuhhandlung, Meichten, und das Restaurant «Tunnel» — und «tätschelte», um die Aufmerksamkeit anderer Umherstreifender auf sich zu lenken, sie anzulocken und sie im günstigsten Augenblick anzugreifen.

Die «Nachtbueben» sind weitgehend auch schuld daran, daß so viele Leute mit Spitz- und Spottnamen bedacht wurden. Ueber ihre eigentliche Herkunft weiß man heute sehr wenig mehr. So kam es öfters vor, daß diese «Nachtfalter» während der Nacht vor die Häuser von Leuten zogen, die vielleicht zugegebenermaßen nicht immer die intelligentesten waren, sie weckten und ihnen dann wegen einer bestimmten Eigenschaft oder Tätigkeit einen zgedachten Spottnamen zuriefen, der bald genug nachher Allgemeingut wurde. Es kam aber auch vor, daß mit einem dieser Leute zuerst harmlos geplaudert wurde, um ihm dann nachher einige saftige Ohrfeigen herunterzuhauen. Als besonderer «Segen» galt außerdem die viel angewandte Abortgülle. Burschen, die am Anfang einer Bekanntschaft waren, mußten ziemlich sicher einmal davon etwas erhalten. Eine richtige «Belagerung» des fraglichen Hauses, und wenn sie auch bis am Morgen dauerte, wurde durchgeführt, bis der Freier den Heimweg antrat. Dann kam entweder die schon erwähnte «Behandlung» mit Abortgülle, oder die schon früher zitierte «Chlopfete», in vielen Fällen aber beides zusammen zur Ausführung. Der «Glücksritter» wurde aber auch bloß auf den Heimweg «gesprengt», um dann im gegebenen Augenblick die nötige Abkühlung in einem Brunnentrog zu finden. Das waren alles keine besonders feine Manieren. Sie sind aber dennoch festgehalten, weil sie einen bemerkenswerten Lichtstrahl

auf die damalige Mentalität und eingefleischte Tradition werfen, die heute glücklicherweise verschwunden sind.

Kurz vor dem ersten Weltkrieg mußte wegen Altersgebresten die mächtige, Jahrhunderte alte Linde, eben in der Linden, umgelegt werden. Was hätte sie aus alter Zeit vom Dorfleben, seinen Leuten, ihrem Geplauder, das sich unter den schirmenden Aesten des stolzen Baumriesen abgewickelt hat, zu erzählen gewußt! Wie manche Generation sah sie kommen und gehen, bis auch sie die Jahre welk und greis machten. Fast rings um den Stamm waren höckerige Auswüchse, die vorzügliche Sitzgelegenheit boten und die Dorfgenossen der Nachbarschaft zum Stelldichein riefen. Gar oft tönte von dort auch Gesang, da hier allgemein ein recht gemütliches Völkchen zu Hause war. Daneben aber sang der «Lindenbrunnen», bei dem für Leute und Vieh von den Anstößern das benötigte Naß geholt wurde, seine heimelige Weise. Es soll dies eine recht schöne Zeit gewesen sein, erzählte die Großmutter, die ihre Jugend dort verbracht hat. Und in diesem Bekenntnis klingt vielleicht etwas vom schönsten. Trotz aller Arbeit und vielen Entbehrungen war es damals noch gemütlich, heimelig, was heute an gar vielen Orten und leider ganz besonders auf anscheinend währschaften Bauernhöfen fehlt. Wohl hat uns die heutige Entwicklung vieles gebracht, das wir nicht mehr missen könnten. Aber mit dem Neuen hat sich eben oft auch ein neuer Geist auf den Bauernhöfen eingeschlichen, der nicht bäuerisch und noch viel weniger städtisch, sondern bloß verwerflich ist. Man beobachtet aus nur zu vielen Lebensäußerungen, daß die gesunde, eigene Einstellung zum Bauernstand fehlt, ja, daß man ihn gar nicht mehr richtig lebt. Ein Abglanz davon sind vielfach die Möbel und das Innere der Wohnungen. Sind nicht die Räume und vor allem die Stube, das Herz des Bauernhauses? Daß hier die richtigen Adern schlagen, ist weitgehend eine Angelegenheit der ordnenden Hand und des verständigen Sinnes der Bauernfrau. Die Bauernstube sei der Ort, wo Knechte und Mägde am Abend ruhig und ungeniert ihr heimeliges Plätzchen finden, wo sie ihre Schuhe ruhig abstellen dürfen, kurz, wo eine gefreute, währschaft Athmosphäre zu Hause ist.

Ueber solche Probleme muß der Heimatkundler unbedingt die Wahrheit aussprechen. Die Reinhaltung einer gesunden Bauernkultur mit dem alten kräftigen Geist der überlieferten Werte, geht noch über das bloße Sammeln von Altertümern. Das langsame, aber stete Verdrängen von «Heueten» und «Sichleten» gehören auch in dieses Kapitel. Dank und Vertrauen zwischen Bauer und Gesinde kamen bei diesen beiden Ereignissen immer sinnfällig zum Ausdruck. Auf dem letzten eingeführten Fuder Heu

oder Garben wurde ein «Meien», wie wir ihn meistens bei den heutigen «Aufrichten» sehen, aufgesteckt. Zum abendlichen Schmaus, bei dem gewöhnlich «Hamme und Chüechli» zu Ehren kamen, gesellte sich Gesang und nicht selten auch Tanz.

Zugegeben, heute mögen andere Vergnügen mehr locken. Allgemein sind heute die bäuerlichen Angestellten auf einen Bruchteil von früher zusammengeschmolzen, sodaß auch hier gewisse Verschiebungen entschuldbar sind, aber nicht überall!

Außer den aufgezählten Ereignissen bot das Dorfleben keine großen Abwechslungen. Heute kaum beachtbare Vorkommnisse waren damals bereits ein Erlebnis. An eine Schulreise konnte gar nicht gedacht werden. Umsomehr Anreiz boten in den 1880er und 90er Jahren die jährliche Ankunft beziehungsweise der Durchzug von einem Kamel und einem Dromedar, die von zwei bis drei Fremdländern vorgeführt wurden, für deren Besichtigung die Kinder gerne paar ersparte Rappen opferten. Der Anblick der exotischen Menschen in Sammethose, roter umgebundener Schleife, entblößtem Oberkörper, braun gebrannt, mit weißem Hut, die paar Brocken Deutsch in eigentümlichem Gesang, übten auch auf die Erwachsenen eine magische Anziehungskraft aus.

Bis ungefähr 1895 sah Altbüron von Zeit zu Zeit noch richtige Zigeuner mit Pferd und Wagen. Diese nomadisierende Wohnstätte wurde jeweilen jenseits des Rothbaches, beim Fischbächliwald, auf dem verhältnismäßig sichern Bernbiet abgestellt. Kurz, gewöhnlich zwei bis drei Tage, währte der Aufenthalt dieses nicht sonders erwünschten Wandervolkes. Denn bald erschienen die Landjäger von Großdietwil und Melchnau, um die unliebsamen Gäste abzuschieben. Bettel und Wahrsagen gehörten zu ihrer Hauptbeschäftigung. Sprache, Aussehen, sowie Gehaben und Gebräuche des typischen Naturvolkes verbreiteten bei den hiesigen Bewohnern immer eine gewisse Scheu, wenn nicht sogar Furcht. Leuten, welche in die Zukunft sahen und vielleicht noch diese zu beeinflussen wußten, ging daher die mehr oder weniger abergläubische Bevölkerung lieber aus dem Wege. Und so wurden im allgemeinen die bettelnden Zigeuner unter diesem Zwange mit offenen Händen empfangen, weil man sonst ihren unvermeidlichen Verwünschungen nicht entgehen konnte.

Die Zigeunerfrauen trugen ihre Haare offen. Ihre Säuglinge waren auf den Rücken geschnallt. Gestillt wurden sie wo es gerade paßte. War eine Zigeunerin entbunden, wurde das neugeborene Kind unverzüglich im meistens nahen Bach gebadet und somit von klein auf abgehärtet. Die Zigeuner waren im allgemeinen eine gesunde Rasse. Der Ausspruch einer alten Zigeunerin gibt hiezu ein Bild. Diese aß kurz nach der Niederkunft ihrer Schwiegertochter

ein Süppchen, als diese auch gleich Lust und Appetit darnach verspürte und sehnsüchtige Blicke nach dem dampfenden Suppentopf richtete. Die pflichtbewußte Schwiegermutter meinte aber, daß zwei, drei Tage Fasten besser sei und sagte: «Es ist vorbei, du kannst zufrieden sein!»

Aus den erwähnten Gründen, aber auch wegen dem häßlichen Aussehen, besonders der ältern Frauen — im Gegensatz dazu waren die Jungen meistens schön — fürchtete man die Zigeuner. Denn zu allem ging ihnen noch der Ruf voraus, daß sie Kinder stehlen. Wohl belächeln wir heute diese Zigeunerfurcht. Wir dürfen aber doch froh sein, daß diese Landplage, denn das war sie im eigentlichen Sinn, vorbei ist.

Bis nahezu gegen die Jahrhundertwende erschienen regelmäßig im Spätherbst zwei württembergische Samenträgerinnen. Sie logierten bei meiner Großmutter und verblieben hier einige Tage, bis die nähere Umgebung mit Gartensamen aller Art bedient war. Das Erscheinen der beiden Fremden in dunklem Jupe, blauer Schürze und dem Kopftuch, vermutlich ihrer Landestracht, dem gleichmäßig über die Achseln gehängten grünen Samensack, war stets ein willkommenes Ereignis, ging es doch gegen den Winter und fand man somit gerne zu einem Plauderstündchen Zeit.

Den Erwachsenen brachten die beiden Fremden Neuigkeiten aus aller Welt, und die Kinder bestaunten das Ungewohnte, die fremd klingende Sprache und wohl am meisten die gar zierliche, gelbe Samenwaage, die als Spielzeug bestimmt gerade so gute Dienste geleistet hätte. Bis um die Jahrhundertwende herum kam regelmäßig nach der Kartoffelernte der «Ammeremehlmacher» mit seiner Maschine zu den Bauern. Den Kartoffeln, hauptsächlich den angefaulten, die vor der Verarbeitung entsprechend geputzt wurden, und solchen, die man nachträglich auf dem Acker, beim Abeggen fand, entzog dieser «Ammeremehlmacher» das Stärkemehl, welches zum Stärken der Wäsche verwendet wurde.

Ungefähr in der Zeit um 1890 herum ging vom Frühling bis in den Herbst hinein eine Frauensperson allmonatlich von der Klus nach Einsiedeln zu Fuß wallfahren. Dabei passierte sie auf beiden Wegen Altbüron, wo sie in der Fluh bei den damaligen Geschwistern Rölly, oder «'s Bottelonze», übernachtete. Das äußere Gehaben dieser Frau hatte etwas Eigentümliches, Geheimnisvolles, Anziehendes. Diese Frau ging jeden Monat für einen andern Zweck nach Einsiedeln und kleidete sich auch entsprechend. Das Gewand, selbstverfertigt, ziemlich rauh, entsprach in seinem Aeußern ungefähr einer heutigen Tracht und war immer dem Wallfahrtszweck entsprechend getönt. Im Frühling ging sie für das Gras, dann erschien sie grün, später für die Leinwand, dann kam sie weiß, ein

andermal für die Hoffnung, dann erschien sie blau, und um die Allerseelenzeit herum sah man sie schwarz. Dann trug sie ein entsprechendes Kopftuch und mit bloßen Riemen geschnürte Holzböden. Auf jeder Kreuzstraße, so auch beim hiesigen «Kreuz», kniete sie nieder. Während dem Gehen hatte sie übrigens die Hände stets gefaltet, mit dem Rosenkranz umwunden und betete. Daß das Erscheinen dieser Person ihre Wirkung auf die Jugend und sogar auch auf Erwachsene nicht verfehlte, ist bei dieser Aufmachung nicht zu verwundern. Den Winter hindurch blieb diese Wallfahrerin zu Hause in der Klus in ihrem Stübchen und spann.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß sich mit der Zeit der Jahrhundertwende hier in Altbüron und vermutlich auch in den angrenzenden luzernischen Landgemeinden eine langsame, doch ständige geistige Wandlung vollzog. Sprach man noch um 1850—80 herum vom St. Jakobstag, so weiß man jetzt kaum mehr, in welchem Monat dieser ist. Man war damals viel mehr mit den kirchlichen Festen verbunden, und der ganze Ablauf des Lebens bewegte sich irgendwie darin. Die neue Zeit, vor allem auch das Einwirken von Schule, Handel und Wandel von außen, änderten diese Einstellung. Die Flucht in den Aberglauben, die magischen Kräfte von Zauberei und Hexenwahn, die gewissen Personen immer noch zugelegt wurden und der Glaube an Gespenster, die überall ihr Unwesen trieben, wurden mehr und mehr auch hier als wirklichkeitsfremd nicht mehr so leichtgläubig hingenommen.

Noch um 1870 herum lebte im Tentenberg, unterhalb des Steinhubels, ein gewisser «Tamu-Heiri», der weitherum als Betmann bekannt, in Wirklichkeit aber ein äußerst raffinierter Scheinheiliger war. Besonders von auswärts war der Zuspruch zu diesem Betrüger groß. Er soll auch in auswärtigen Kapellen sogar Messen gelesen haben, bis er dann entlarvt und bestraft wurde. Das ganze Getue hatte aber diesem sonderbaren «Heiligen» vorher eine beträchtliche Summe Geld eingebracht.

Die Geburtenfreudigkeit, aber auch die ebenso große Sterblichkeit des vergangenen Jahrhunderts in Altbüron, finden ihren sprechenden Niederschlag in den Kirchbüchern Großdietwils. 10 und 12 Kinder, aber auch noch mehr, galten als nichts Außerordentliches. Ueber Schwangerschaft und Niederkunft wurde allgemein ein großes Schweigen, wenn nicht gar Geheimniskrämerei getrieben. Ganz im Stillen wurde die Geburt eines neuen Erdenbürgers vermerkt. Die Storchentante, die zu Großmutter's Zeit allgemein als «Hebamml» — wegen ihrer geringen Postur — benannt war,

verrichtete ihr Amt, weil so gewünscht, äußerst unauffällig in der Tarnung der Nacht, oder der Umwege. Der Hebammenlohn war damals sage und schreibe Fr. 3.— pro Kind. Die große Kindersterblichkeit war vor allem auf die fehlende Aerztekunst, Unwissen der Eltern, falsche oder überhaupt keine und auch zu späte Behandlung der auftretenden Krankheiten, zuviele und daher oft nicht lebensfähige Kinder, Ueberarbeitung der Mütter, mangelnde und einseitige Ernährung, ungenügende Hygiene und ungesunde Wohnungen zurückzuführen.

Meine Großmutter konnte ihren Kindern noch keinen Kautschuck-«Noggi» verabreichen. An seiner Stelle wurde ein Stück harter Brotkruste, in ein weißes Tüchlein eingewickelt, dem Säugling in den Mund gegeben. Und das war der «Noggi» jener Tage. Daß er bei längerem Gebrauch, besonders in der warmen Jahreszeit, gern säuerlich wurde, sei nur nebenbei erwähnt. Und was daraus entstehen konnte, ist zu ahnen.

Nach dem Historisch Biographischen Lexikon wurde die Strohflechtschule Altbüron im Jahre 1825 eröffnet. Nähere Details darüber waren bis heute nicht zu erfahren. Hingegen war in der Zeit von ungefähr 1850—70 mein Großonkel Hans Rölly, genannt «Häns», in dieser Heimindustrie führend. Er wohnte in der Gasse auf dem Heimwesen von Gottfried Imbach. Mit diesem Strohflechten fanden ziemlich viele Leute einen sehr willkommenen, wenn auch bescheidenen Nebenverdienst. Die Roggenhalme wurden unreif geschnitten, gespalten und nach den gewünschten Normen verarbeitet. Frau Bossert-Rölly, Schmiede, half als Kind noch ihrer Mutter bei dieser Arbeit.

Abgesehen von gewissen modischen Entgleisungen, die sich bei der Namensgabe der heutigen Kinder auch hierzulande eingeschlichen haben, ist doch allgemein ein Abweichen von verschiedenen, bestimmten Namen konsequent erkenntlich. Und zwar bei den weiblichen mehr als bei den männlichen. Viele von ihnen «ziehen» nicht mehr. Sie klingen, besonders im täglichen Sprachgebrauch in allen Varianten, nicht immer schön, sind zu gewöhnlich geworden, oder grenzen in ihrem Unterton fast an Spott. Kuni-gunde = Gondi, Gündi. Sieht man heimlich in Gedanken unter diesem Namen nicht eine große, irgendwie nicht mehr in unsere Zeit passende Frauensperson? Barbara wurde zu Babette oder Baby, und ein solches möchte doch heute niemand gerne zur Frau haben! Katharina klingt wohl schön. Wenn aber daraus eine «Kathri» wurde, was wohl fast zu 100 Prozent sicher war, waren wohl ihre Chancen nicht mehr besonders groß. Das heutige «Käthi», um dessen Name sich irgend ein Schleier webt, ist jedenfalls gesuchter als der frühere landläufige Ausdruck «Cha-

dini». Maria-Josepha = «Marseppi» oder auch «Seppe» als besseres Mittelstück der langsam in Vergessenheit geratenden Namen, hat sich ihr Plätzchen als Namenspatronin etlicher Schönen noch länger zu behaupten vermocht. Leontius stand bei der Männerwelt lange Zeit hoch im Kurs. Die Zeit hat dem «Lonzi» seine Berechtigung abgesprochen. Man fand wohl, daß mit einem andern Namen diesem vielleicht später doch auch noch ein «Lonzi» angehängt werde, und einer genüge! Peter gab es ziemlich viele. Seine Wiedergeburt in «Hans-Peter» soll schöner klingen... Bei den großen Familien, wie dies bei den Rölly der Fall war, konnten die einzelnen Familienglieder nicht mehr auf Grund der Geschlechtsnamen unterschieden werden. Der Vorname einer dieser Söhne wurde sozusagen zum zweiten Namen, zur Erkennungsmarke in der Sippe selbst. So spricht man heute noch von «'s Tönu's», «'s Hänse», «'s Richarte» (immer Rölly), und jedermann weiß — nicht etwa bloß die Verwandten — um wen es sich dabei handelt.

Bis fast auf den heutigen Tag gibt es kaum eine Familie, oder mindestens Gruppe, die nicht einen Zunamen aufwiese. Der Ursprung liegt vielfach im Dunkeln. In einzelnen Fällen mögen ein Vorname, in vielen aber Spott und Verulking bestimmend sein. Eine solche «Taufe», nicht immer besonders erbauend, lag im Zuge der Zeit. Daß damit auf Generationen hinaus mehr oder weniger erfreuliche Zunamen wohl oder übel einer Familie zugelegt wurden, davon gab man sich keine Rechenschaft. Schauen wir durch diese Lücke nicht ein bißchen auf den Grund des Volkscharakters? Wiesen die angewandten Ausdrücke einerseits mangelnden Takt auf, so waren sie anderseits doch so träf und charakterisierten den Namensträger so kurz und bündig, daß das hier entstandene Sprachgut dennoch als äußerst kostbar gelten muß.

Es folgen nun davon einige Kostproben. Ich bitte die verehrten Leser um Entschuldigung, wenn sie sich betroffen fühlen sollten, wenn sie in die Namensgattung der einten oder andern Verwandtschaft gehören, und sich an der Publizierung stoßen sollten. Das ist nicht der Sinn der Ausführungen, sondern wir wollen lediglich von diesem Volksgut retten, was noch möglich ist. Die Angaben über die Personen, Eigenarten und Umstände gehen immer soweit, als ich sie erfahren konnte.

Balmer, 's Baumer's, 's Baumer-Möuke, -Fränze, -Batiste, etc. = Bossert von Altbüron. Dieser Name, beziehungsweise sein Geschlecht soll französischer Herkunft sein. So erzählt die Ueberlieferung. Es hätte sich in der Nähe der Balm (Ebersecken oder bei der Burg Balm in Altbüron?) niedergelassen, weshalb ihm der Zuname «Balmer» gegeben wurde.

Basi-Sepp: Woher? Von Basel? Seine Frau wurde zur «Basi-Chlure». Einfach köstlich! «Chlure» bedeutet eine ziemlich dicke, unansehnliche, komisch gekleidete Frauensperson. «Basi-Chlure» soll diese Eigenschaften glücklich auf sich vereinigt haben. Mittels einem «geistlichen Schild» soll sie außerdem gehext haben. Wer Böses mit ihr hatte, dem wünschte sie Böses, indem sie unter die Dachtraufe stand und dort ihre Verwünschungen murmelte.

Blatteraukli-Töni. Dieser wohnte auf der Blatten. Da seine Hauptbeschäftigung im Pfeifenrauchen bestand und all sein äußeres Gehaben einem gemütlichen «Raukli» glich, hätte diese Benennung nicht träfer sein können.

's *Böttli's* = Rölly. 's Botte Lonze, Böttli Schriner, Böttli Lehrer. Dieser Name wurde einem Zweig der Familie Rölly zuge-dacht, weil diese in frühern Jahren die Botendienste zwischen Altbüron und der Regierung in Luzern besorgte. Die direkte Linie dieser Familie ist heute ausgestorben.

Chüng, 's *Chünge* = Feßler. Von einem «Chüng-Jeger» wird erzählt, daß er im Feld in Altbüron einem andern diebesweise Kartoffeln graben wollte. Dabei entstand zwischen dem Besitzer und dem Dieb ein Handgemenge, bei dem «Chüng» nach zähem, wechselvollem Ringen tot liegen blieb. Einem weiblichen Nachkommen aus dieser Verwandtschaft wurde wegen ihrem rötlichen Gesicht: «'s Chünge-Rötali» gesagt.

Gleuß = Gut. Anton Gut, der Vater vom heutigen Anton Gut, ebenfalls «Gleuß» genannt, war zur Zeit Knecht in der «Brauerei» bei Gemeindeammann Bernet. Es war im Spätherbst oder Winter, als die Sturmlaterne gebraucht werden mußte. Wahrscheinlich wegen Wind warf die Laterne, beziehungsweise der Docht, ziemlich starke Gluten = «Gleußen». Dabei erschrak Gut, dem die Intelligenz nur in bescheidener Ration gegeben war, sprang in's Haus und rief: «Uh, das gleußet!» Alle Anwesenden fanden den Vorfall so lustig, daß Gut fortan unter dem Namen «Gleuß» weiterleben durfte...

Gybu-Baby: Diese Frauensperson wohnte im alten Haus, wo die heutige Post steht. Wie Gybu-Baby aussah, weiß man kaum, da es ständig ein rotes Kopftuch trug, das alle Reize verbarg...

Lölly = Roth. Er trug jedenfalls lange Zeit den «Noggi». «Lölly» war aber auch noch unter dem Namen «Rishäfeler-Töni» bekannt. Vielleicht vom Weiler Reishafen in Fischbach? Roth handelte mit Asche. Seine Frau wurde ganz naturgemäß zur «Löllene»! Was willst du noch mehr? —

Chropfwisel = Huber Alois. Sein großer Kropf gab ihm den Zunamen.

's *Gräni's* = Wanner. Zuname einer größern Sippe.

Gräni selbst ist heute ein ausgestorbenes Altbürer Geschlecht.

Jünkeri-Mini: Frau Mina Hunkeler. Sie war in ihren Jugendjahren bei den Herren von Pfyffer in Altishofen in Stellung. Diese nannten sich damals, wie überhaupt früher, ausschließlich Junker Pfyffer und nicht «von Pfyffer». So wurde aus dieser gewöhnlichen Landmagd eine blaublütige «Jünkerin». Sie war übrigens eine tüchtige Wäscherin. In der Fastnacht war es früher, als die nötigen Spieler noch vorhanden waren, neben dem «Gritzenmoos» Brauch, daß ein Theaterstück im Freien gespielt wurde. So spielte sie im «Tell» einmal die «Stauffacherin» und war auch beim «Hundssattler und Leinenweber» eine Hauptdarstellerin.

Hämme = Forster; Hämmelahn weil hinkend = Gut. Die Zusammenhänge sind nicht abgeklärt. Um die Jahrhundertwende und noch früher existierte hier die weitherum bekannte viergliederige «Hämmemusig», welche die Unterhaltung an sehr vielen Tanzanlässen bestritt.

Chäspi = Imbach. Zuname von altersher. Vom Vornamen Kaspar.

's Göggus = Gut. Zuname alt.

Mechi = Wanner. Zuname ebenfalls alt. «Mechi-Gündi» = Frau Rölly-Wanner, ist vor mehreren Jahren gestorben, wird aber als Original wohl noch vielen bekannt sein. Groß und stark wie ein kräftiger Mann holte es sich sein Holz alles im Walde selbst. «'s Gündi» war auch als Wäscherin sehr geschätzt, das übrigens gerne sein «Gsatz» trank, wie es sich ausdrückte. Daneben war es aber «zämehäbig» und «huslig» und in seinem ganzen Aeußern und Gehaben ein Ueberbleibsel aus alter Zeit.

Lyser = Bossert. Der «alte Lyser» wohnte im «Länderhuus». Er war sehr oft beim Schnitzen bei meinen Großeltern ('s Rölly Franze) mit dabei. Er war ein glänzender Meister im Erzählen von Gespenstergeschichten und wahrscheinlich noch besser im Erfinden von solchen. «Wenn der erzählte, standen einem die Haare zu Berg», sagte die Großmutter. Seine drei Kinder: «de Lyser Sepali, Möuk und 's Meitali», dürften ebenfalls noch vielen bekannt sein. Josef war zeitweilig Briefträger bei Familie Kleebe. «D'Lyser-Buebe» wie sie heißen, waren zwei richtige Originale.

Hansüeri = Gut. Zuname vermutlich von Hans Ulrich. Ziemlich alt.

Luker = Schaller. Zuname wahrscheinlich von Lukas.

Niggu = Schaller. «Niggu-Schuhmacher», etc. Herkunft unbekannt.

Mechubläsi = Meier. Alter Zuname.

Lire-Bläsi — *Gündi* = Müller. «Lire-Bläsi» war zeitweilig Gemeindeschreiber.

Rotschuhmacher = Josef Leontius Rölly, Stiefbruder von meinem Urgroßvater Anton Melchior Rölly. Dieser Rotschuhmacher hatte einen rötlichen Bart, war Schuhmacher und handelte um Leder. Der Sohn wurde «'s Rotschuhmachers Seppi» genannt.

Säutriebermeitschi: Es muß dies eine häßliche, händelsüchtige Weibsgestalt gewesen sein. Der Volksmund hat denn auch entsprechend eingegriffen.

Tambürli = Hans Rölly aus der großen Sippe der «Wileme Rölly» im Gegensatz zu «'s Jogge-Hanessle-Töni's» (wo ich hinein gehöre) und «'s Schwarz-Tonali-Möuke». Dieser Hans Rölly war im Militärdienst ein sehr guter Tambour, dazu dick, daß er selber fast wie eine Trommel aussah, und siehe da, es entstand daraus prompt «de Tambürli»!

Tuusiger = Rölly, ein ganz naher Verwandter vom «Tambürli». Die Herkunft ist nicht genau bekannt. Beim Dreschen soll dieser «Tuusiger» irgend eine komische Bemerkung über das Wort «tausend» angebracht haben, die lächerlich wirkte. Der gefallene Ausdruck wurde von den Mitanwesenden geschnappt und «verarbeitet».

Schäbi-Schnider: Dieser war Schneider von Beruf.

Zitwisel = Josef Alois Rölly, ein Bruder vom «Rotschuhmacher». Dieser «Zitwisel» reparierte Uhren. Er hatte übrigens, im Gegensatz zu seinem rötlichen Bruder, einen ganz schwarzen Bart.

Tannöstli = Bättig. Dieser Jost Bättig, äußerst klein von Gestalt, wohnte zur Zeit auf der äußern Stalten und arbeitete als Knecht oder Tagelöhner in der Tannen. Anfänglich wurde daraus der «Tanne-Jöstli», bis sich «Tannöstli» und dazu auf die ganze Familie und ihre Nachkommen «'s Tannöstli's» herausbildete.

Wanger Peter = Achermann. Vermutlich kam dieser von Großwangen. Eine Schwester von ihm wurde mit «Wanger-Rauze» benannt. Sie war äußerst dick und hatte dazu alle Merkmale, die eine «Rauze» ausmachen.

's Wißbatte = Schürch. Alter Zuname der Familien Schürch.

Das ist eine bunte Reihenfolge von Zu- und Spottnamen, wie sie in Altbüron entstanden. Sie erhebt aber bei weitem nicht Anspruch auf Vollständigkeit. Einige mußten weggelassen werden, weil sie noch zu jung sind und die heutigen Nachkommen wegen einer Veröffentlichung zürnen könnten.

Aus der Altbürer Sagenwelt gelang es noch einen Rest zu retten. Zur Zeit, als die Dämonen ihr Unwesen trieben, jagte bekanntlich auch der Türst. Dieser kam Richtung Stalten—Kritzenbächli gegen die Linden und durchquerte die Mitte des Stalles vom Lindenhaus, das neben der Linde steht, Richtung Hinter-Gasse bis zum Hause, das heute von Marti, Krankenwärter in St. Urban,

bewohnt wird. Nicht umsonst soll dort über der Haustüre ein Kreuz hangen. Gleichzeitig sollen aber auch im Keller dieses Hauses früher einmal Tote begraben worden sein. Der Türling zog dann jedenfalls Richtung Fischbächli, wo er in großem Bogen wieder kehrte gegen den Hiltbrunnen hin, um sich nach der Kaserne zu verziehen.

Die Kapelle zu Altbüren trägt die Jahrzahl 1683. Als es um ihren Bau ging, war ursprünglich beschlossen worden, sie in der Kritzen zu errichten; ziemlich genau dort, wo heute das Haus von Herrn Zwysig steht. Bereits war ordentlich Baumaterial, vor allem Steine, aufgeführt worden. Nun kam es regelmäßig vor, daß dieses Material am Morgen jeweils verschwunden war und auf dem Platze, wo die heutige Kapelle steht, lag. Und dies, obwohl immer neue Zufuhren nach der Kritzen erfolgten. Als dies nicht aufhörte, wurden Stimmen laut, daß hier eine höhere Macht im Spiele sei und die Kapelle auf dem Hügel, wo sie dann aus diesen Gründen gebaut wurde, einzig den richtigen Platz habe.

Melchnau gehörte früher neben andern angrenzenden bernischen Gemeinden zum Kirchspiel Großdietwil. Es war zur Zeit der Reformation. Melchnauer waren an einem Palmsonntag mit ihren Palmen das letzte Mal nach Großdietwil zur Kirche gekommen. Auf dem Heimweg wurden sie bei der Rothbrücke (Kantons-grenze) von bereits reformiert gewordenen Melchnauern spöttisch empfangen und belästigt. Die Palmen wurden in den Bach geworfen, und siehe, das Wasser verfärbte sich rot. Seither wird der Bach «Roth» genannt.

Nicht weit von der Rothbrücke zweigt der «Herrenweg» ab nach dem Fischbächli hin, um dort wieder in den Weg nach Altbüren einzumünden. Dieser «Herrenweg» diente einst den Freien von Grünenberg als Spazierweg. Da es dabei viele Schlechte hatte, passierte auf diesem Wege allerhand «Unguets». Es war daher begreiflicherweise dort immer «unghürig».

Zu Zeiten will «Rotschuhmachers Seppi», der bereits früher erwähnt wurde, von der Altbürer Burgruine der Halde entlang gegen den Buchwald hin, an einem Abend eine wunderbar gekleidete und glitzernde Person, vermutlich ein Schloßfräulein gesehen haben, das dann im Buchwald verschwand. Den Zeugen dieses Vorkommnisses durchlief ein gewaltiges Schauern und er machte sich eilig davon.

Das «Gunggi» (das ist der schmale und steile Aufstieg von der Halde zur Blattenstraße) mit seinen beiden ins Dorf grinsenden Wehrlöchern von der ehemaligen Burg her, war als «unghürig» früher böse verschrien. Den Kindern wurde eingeschärft, daß sie nach dem Betglockenläuten sich auf keinen Fall in der Nähe auf-

halten dürften und am besten im Hause zu bleiben hätten. An Samstagen trat meistens gegen Abend ein grünes Männchen aus den Löchern und geisterte umher.

Ueber den Wehrlöchern steht heute noch ein Schlupfloch, das in das Felseninnere führt. Von hier aus führten verschiedene Gänge. Einer soll bis nach Melchnau zur Burg der Freiherren von Grünenberg gegangen sein, ein anderer bis zur großen Sonnhalde bei St. Urban, durch welchen Rudolf von der Balm, anlässlich der Belagerung entfloh, und ein dritter schließlich hätte nur bis in den Keller des Heimwesens in der Halde geführt. Als wir Buben auf der Burgruine uns unsere Gefechte lieferten, da kamen wir uns bestimmt größer vor als die damaligen Ritter. Hoch ging es zu und her bei uns. Alle Sträucher und Felsenritzen strömten irgendwie den Hauch jener Zeiten aus, den wir mit allen Geheimnissen auf uns wirken ließen. Jeder wußte daher, wie «es» damals hier aussah und noch vielmehr wie «es» zu und herging. Und wo dieses Wissen versagte, übertönte unsere mächtige Fantasie die Kluft. Neben dem Spiel im «Fäsehuus» gehört dies zu den schönsten Erlebnissen.

In der obersten Landecke des Fischbächli, von Wald umsäumt, liegt das «Vögali-Baby-Loch». Hier haben Altbürer auf Melchnauerbiet ziemlich viel Land. Gewöhnlich wurde hier von meinem Großvater Rölly Franz mit den Knechten zu Mittag gegessen. Manch einer von ihnen rief dann herausfordernd in diese Waldecke: «Wenn's es Vögali-Baby git, so sell's jetz vörecho». Es kam aber nie. Hier soll sich nämlich vor Zeiten eine Frau, die unter dem Namen «Vögali-Baby» bekannt war, erhängt haben. Seither trug diese Waldecke, sonst so kühl und traut, einen Schleier und ein Geheimnis von «Unghürigsi».

Der schon einmal zitierte «Spatz-Seppu» wollte einmal ins Wigertal, vermutlich aber nach Sursee, mit Roß und Wagen zu Markt fahren. Es war dies am Morgen früh. Als er diesseits des Steinigen Kreuzes, aber ganz nahe daran, noch im Hohlweg war, stand das Pferd auf einmal still. Alles Lärmen, keine Peitsche und keine Flüche nützten etwas, um das Pferd zum Weitergehen anzutreiben. Erst als die Betglocke von der Kapelle in Altbüren ertönte, konnte der als unerschrocken bekannte Fuhrmann die Weiterreise antreten.

«Bläsi-Baby», mit dem eigentlichen Namen Stirnimann Barbara, erzählte etwa in den neunziger Jahren über einen gebannten Geist in der Kasern folgendes: (die fragliche Person war bei meinem Großvater Josef Marti, Eppenwil, in Diensten.)

Auf der Stalten und auf dem Totenboden, wo über Nacht das Vieh auf der Weide war, kam es längere Zeit vor, daß am Mor-

gen immer einige Stück tot waren. Man vermutete daher, daß hier etwas nicht mit rechten Dingen zugehe. Ein Weltgeistlicher wurde herangezogen, damit dieser zum Rechten sehe. Wie dieser nun anlangte, sah er wirklich bald einen Geist, konnte mit ihm aber nichts anfangen. Der Geist hielt vielmehr dem Priester seine Sünden vor. Hierauf wurde der Guardian eines Kapuzinerklosters gerufen. Diesem gelang es, den Geist zu fassen. Er wurde befragt, wo er eingesperrt sein wolle. Er entgegnete: «An einem Ort, wo ich das ganze Altbürer Feld überblicke». Das war die Weite jenseits der Rothbrücke, Richtung Melchnau. Der Geist äußerte sich dann weiter, wenn das ganze Ellbogenfeld — das ist ein Teil des Altbürer Feldes — mit Weizen bepflanzt würde, und jedes Korn, nach anderer Ueberlieferung jede Aehre, eine Hostie gäbe und damit eine heilige Messe gefeiert würde, wäre er erst selig. Der Geist wurde dann in die Kasern, nicht allzuweit von der heutigen Kiesgrube, gebannt. Drei Pfähle, sogenannte «Schwirren» zeugten noch lange davon. Frau Bossert-Rölly kann sich daran noch sehr gut erinnern. Als der Geist gefaßt wurde, hatten außer dem Guardian verschiedene andere Männer mitzuwirken, unter anderem auch ein Großvater (väterlicher- oder mütterlicherseits?) von «Bläsy-Baby». Dieser Großvater hieß Meier. Der Guardian sagte dann den Mitwirkenden, als der Geist dingfest gemacht war, sie sollen ihm, dem Guardian nämlich, über die rechte Achsel schauen und dann würden sie die ehemalige Persönlichkeit erkennen. Dem Guardian mußte versprochen werden, über den Namen für immer zu schweigen.

Zu dieser Sage erzählte mir Onkel Franz Rölly sel. folgendes Selbsterlebnis aus seiner Jugend: Er war in der Kasern mit Holzführen beschäftigt. Er mochte etwa zwanzigjährig gewesen sein. Wie er an diesen «Schwirren» vorbei kam, war in der Nähe eine Frau mit Holzlesen beschäftigt, die meinen Onkel warnte, daß er ja nicht über diese Stelle, wo der Geist eingesperrt sei, fahre. Meinem Onkel war es dabei nicht ganz geheuer. Und doch plagte ihn die Abenteuerlust, der sagenumwobenen Stätte ihr Geheimnis zu entreißen. Er lachte die Frau zwar aus, aber doch nicht ganz frei von innerer Furcht, schwang sich aufs Sattelroß, während ihn die Holzleserin warnte und beschwor, ja nichts Derartiges zu tun und diesen Ort zu schänden. Dann klammerte sich Franz am Kommet fest, gab den beiden Pferden mit der Peitsche das nötige Feuer und im Galopp wurde der Platz durchquert, ohne daß irgendetwas «Unghüürigs» passierte...

Der Geist soll zu seinen Lebzeiten die Bodmen, das sind die Hügel der Blengge entlang talabwärts auf der Bernerseite, die früher aber zu Altbüron gehörten, gegen ganz billiges Entgelt, man

spricht von einem Nachtesen, an die Melchnauer und damit an die Berner verschleudert haben. Diesbezügliche Grenzstreitigkeiten sind bezeugt und eingangs auch gestreift.

Wie es um vermeintliche «Gespenster» oft stehen konnte, wenn mutige Männer es wagten, hinter die Kulissen zu gehen, erhellt folgende Begebenheit. Das im Unterfeld gelegene Heimwesen, heute Anton Zettel gehörend, war zur Zeit auch eine jener üblichen Doppelliegenschaften. Etwa in der Zeit von 1870—80 war es hier plötzlich nicht mehr «ghür». Während der Nacht sorgten Gepolter und Rumoren im Keller und um das Haus herum für diese Annahme. Dabei wurde es dem einten Liegenschaftsbesitzer je länger je ungemütlicher. Ja, er hatte bereits im Sinne, seinen Liegenschaftsanteil zu veräußern. Die Leute getrauten sich nicht den Spuren des «Gespenstes» zu folgen. Aber zwei beherzte Männer, mein Großvater Franz und sein Schwager Anton Rölly, zum «Kreuz», schauten hier zum Rechten. Mehrere Nächte paßten diese nun dem «Unghür» auf. Aber merkwürdigerweise passierte nie etwas. Es hatte wohl vorher Lunte gerochen. Aber es ging doch in die Falle. Als es wahrscheinlich auf keinen «Besuch» rechnete und wiederum im Keller seiner «Arbeit» oblag, Rüben von einer Wand zur andern wettete, stiegen die beiden Männer mit der damals üblichen Bewaffnung zur nähern Begrüßung hinab zum «Geiste». Und siehe da! Es stellte sich bald heraus, daß er einen ganz gewöhnlichen Leib hatte, den die beiden sogar sehr gut kannten. Er hatte durch den Gespensterschreck versucht, die Liegenschaft so zu verschreien, daß er sie zu einem Schundpreis an sich hätte ziehen können. Meine beiden verwandten Vorfahren sorgten aber nach handgreiflicher, alter Vätersitte dafür, daß dem schäbigen Burschen die Gespensterallüren kein zweites Mal kamen.

Damit ist mein bunter heimatkundlicher Streifzug durch Altbüren beendet. Anderes hoffe ich dann im Zusammenhang mit der «Rölly-Familienforschung» zu veröffentlichen. Der Schule wird später, dank einer alten Schulchronik, ein besonderes Kapitel gewidmet werden. Von der Eisenbahnzeit wurde absichtlich nichts erzählt, weil diese bereits eingehend andernorts von mir behandelt wurde. Gerne nehme ich Anregungen entgegen, um noch nicht beschriebenen Stoff ein andermal in der «Heimatkunde» festzuhalten. Von vielem, was hier erzählt wurde, können keine besondern geschichtlichen Ereignisse herausgelesen werden. Die vielen Kleinigkeiten, besonders die das Leben im Dorfe, Brauch und Sitte, Essen, Kleidung, usw. betreffen, dürften zusammengestellt aber doch ein wertvolles kulturhistorisches Mosaik bilden, das möglicherweise erst in spätern Jahren den eigentlichen Wert erhält, da wir noch zu nahe an der versunkenen Epoche stehen, die uns zwar

heute schon ziemlich rasch dem Gedächtnis entschwunden ist. Herzlicher Dank gebührt vor allem der betagten Mutter Bossert-Rölly zur Schmiede in Altbüron, die mit ihren Erzählungen aus vergangenen Tagen sehr viel beitrug zur Vervollständigung dieser Plauderei. Möge auch sie noch lange die Schönheiten des Dorfes Altbüron, wo ihre Wiege stand und sozusagen ihr ganzes Leben seinen Inhalt und Ablauf fand, genießen. Herzlichen Dank sage ich auch meinen lieben Eltern, die am Gelingen dieses Aufsatzes wesentlichen Anteil haben. Dabei kommt meiner Mutter das Hauptverdienst zu, die all das Bewegende und Kreisende im Dorfe, das sozusagen sein Pulsschlag war, von ihrer Mutter, der von mir öfters zitierten Großmutter, übernommen hat. Stolz bin ich aber ganz besonders darauf, daß ich den Sinn und das Schauen für die Werte, die auch die kleinste und unbedeutendste Heimat bietet, von meiner Mutter geerbt habe. Dieser Geist ist kostbar. Hoffentlich gelingt es mir, ihn noch öfters wieder der Heimat zur Verfügung zu stellen.